

Das Deutschland des Krieges

Autor(en): **Eberlein, Gustav W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 17

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fung der Konflikte wurden diese Begebenheiten in Verbindung mit ausschmückenden Zutaten zu den Sagen, die uns als wirkliche Geschichte überliefert worden sind. Bernoulli sieht in der Sage von den Döfen im Melchi eine Erinnerung an eine Pfändung für rückständige Steuern. Der Sohn wehrt sich beim Vollzug, flieht und sein Vater muß für ihn büßen. Trotzdem die Blendung für die damalige Zeit nicht als eine ganz ungewohnte Strafe angesehen werden kann, lassen doch verschiedene Umstände den Schluß zu, die Blendung sei Zutat eines Chronisten. Das Gegenstück, die Sage vom Bade zu Altzellen, hat wohl eine dem Sageninhalt entsprechende Begebenheit aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur Grundlage. Damals bestund das für viele Herren urkundlich nachgewiesene Recht, zeitweise bei einem Bauern einzureiten und sich bewirten zu lassen. Auch der Uebergriff, den sich einer dieser Herren erlaubt haben soll, erscheint nicht unwahrscheinlich. Die beiden Sagen haben für die Befreiungsgeschichte wenig Bedeutung. Sie dienen nur dazu, den primären Druck der Waldstätte, die Ursache, die zur Befreiung führte, mit scharfen Linien zu markieren.

Die Stauffacher-Sage schildert Zustände, wie sie vor einem Aufstande im Jahre 1247 im Lande Schwyz bestanden haben mögen. Die einzige Urkunde, die den eben erwähnten Aufstand der Schwyzer ahnen läßt, ist ein Brief des Papstes Innozenz IV. vom 28. August 1247. Geschichtlich erscheinen der Stauffacher mit dem steinernen Hause und die Stauffacherin, die ihn mit klugem Rate nach Uri weist, und der von ihm auf dem Rütli gestiftete Geheimbund, dessen Glieder sich nächtlich auf dem Rütli versammelt, um den Aufstand des Jahres 1247 zu beraten. Den nachfolgend aus dem Weißen Buche zitierte Abschnitt über den Schwur der drei Eidgenossen müssen wir als ungeschichtlich fallen lassen.

„Nu was des armen Mannes Sun von Underwalden gewichen und was niema sicher, der des von Landenberg mit dem Gart den Finger enzweg geslagen hat, darumb sin Vatter vom Herren erblent was, und röv in sin Vatter und hetti den gern gerochen. Der kam ouch zu dem Stou-pacher, und kamen also einer der Fürsten von Uri und der ußer Melche von Underwalden, und klagt jeklicher dem Andern sin Not und sin Kumber und wurden ze Rat und swuren zesammen. Und als die drey einandern gesworn hatten, da suchten sy und funden ein Nid dem Wald: der swur ouch zu innen.“

Dieser Abschnitt dürfte Hans Schriber selbst zugeschrieben werden, der Underwalden durch den „ußer Melche“ auch am Bunde teilnehmen lassen will. Nachträglich findet er, daß auch Nidwalden einen Vertreter haben sollte und suchte und „fund ein Nid dem Wald: der swur ouch zu innen.“

Die Tellsage zeigt mythische Sage, wahre Begebenheit und ausschmückende Zutat der dichtenden Volksphantasie in engster Verbindung. Geschichtlich bleibt der aufgesteckte Hut, die Gefangenschaft des Rebellen außer Landes und seine spätere Rache durch den Schuß in der Hohlen Gasse. Dem aufgesteckten Hut wird allerdings eine andere Bedeutung gegeben, zu welcher uns der einzige neue Artikel im Bundesbrief von 1291 berechtigt.

„Wir haben auch in gemeinsamem Ratschlag und mit einhelligem Beifall einander gelobt, beschlossen und verordnet, daß wir in den genannten Tälern keinen Richter, der sein Amt um irgendwelchen Preis oder um Geld erkaufte hätte oder der nicht unser Einwohner oder Landmann wäre, irgendwie annehmen oder anerkennen wollen.“

(Schluß folgt.)

Das Deutschland des Krieges.

Don Gustav W. Eberlein.

I. Das doppelte Gesicht.

(Nachdruck verboten.)

Bismarcks Titanenschatten lagerte über seinem Reich. Und an den Stein- und Ermälern seiner schier legendären Gestalt türmten sich die Jahrhundertkränze zuhauf. „Dem eisernen Kanzler in eiserner Zeit“ stand auf einem geschriebenen von der Hand desselben Kaisers, der einst als Werdender den erprobten Reden aus dem Sachsenwald hatte gehen heißen. Vom Kaiser, dem ersten Diener seines Staates, herab bis zum letzten, fühlte unter dem Druck der ungeheuren Belastungsprobe auf das Werk des Kanzlers ein Siebzigmillionenvolk erschauernd die Größe der Zeit. In die Urgewalt dieser Andacht aber piepsten die Stimmen der Kleingeister hinein: „Ostern ohne Kuchen!“ Und von den Hinterhäusern Schwabings bis zum Kurfürstendam maulte mehr oder minder ernsthaft, wer Bismarck in der Hauptsache nach dem Hering seines Namens kannte.

So kommt es, daß heute jeder in Deutschland das findet, was er je nach seiner politischen Färbung oder seinen Sympathien sucht und zu finden hofft. Ist er Journalist, oberflächlicher oder einseitiger Journalist, so wird er demgemäß seiner Zeitung entweder von der hinreichenden vaterländischen Begeisterung der Deutschen oder ihrem umstürzlerischen Geist, von schönen Phrasen oder markigen Worten, von gesunder Volkswirtschaft oder Hungerrevolten zu berichten wissen. Außerdem könnte er schildern, wie es in Wirklichkeit ist. Solche Wahrheitsucher sind bis jetzt sehr dünn gesät. Um so eindringlicher mahnt das obige Beispiel, mit unbefangenen, oder, wie man gegenwärtig vorzieht zu sagen, neutralen Augen zu sehen.

Der erste, schlechthin überwältigende Eindruck, den man von dem Deutschland des Krieges empfängt, ist der, daß

es sich in keiner Weise von dem Deutschland des Friedens unterscheidet. Dem tiefer Schürfenden fallen, wie immer und überall, sowohl kraftstrotzende wie abgestorbene Wurzeln in die Hand, beide zusammen genommen Beweis eines kräftigen, sich unaufhörlich ergänzenden, verjüngenden Lebens. Wer aber ein Interesse daran hat, mag mit kritischem Zeigefinger bloß auf die toten Wurzeln hinweisen: „Böse Symptome!“ Wie sich eine Perspektive je nach dem Standpunkt des Beobachters und seinem Gesichtswinkel verschiebt, so ergeben sich aus den subjektiven Betrachtungen Deutschlands in seiner schwersten und größten Stunde wechselnde Bilder. Den Grundton jedoch gibt immer die Größe, ein gewaltiges Ereignis an; die Beigaben und Zutaten sollen sie bald herausarbeiten auf Kosten ungünstiger Nebendinge, bald zu deren Gunsten verkleistern. Die kleinen neutralen Staaten sind durch ihre Neutralität durchaus nicht davor gefeit, diesem Beiwert gleich einem schlechten Kunstkritiker mehr Gewicht beizulegen, als ihm zukommt, ja, darüber die grandiose Eigenart des Ganzen zu übersehen; sonst könnte es nicht geschehen, daß sich so mancher Brave innerhalb seiner vier friedlichen Wände für berechtigt fühlt, über das Tun und Treiben der in einem gigantischen Ringen um ihr Schicksal stehenden Großmächte Schulnoten auszuteilen, oder gar glaubt, mit papierenen Protesten und Ermahnungen das Furioso des Schwertertanzes in ein Adagio zu verhexen. Rührend, aber, wie man am Herde des Weltgeschehens erkennt, undankbar ist der aus dem Bestreben, jede der feindlichen Mächte als gleichgut, gleichgroß, gleichfehlerbar hinzustellen, geborene Zug einiger deutschschweizerischer Blätter, tadelnswerte Kleinigkeiten des kriegführenden Deutsch-

land festzunageln, nicht aus Antipathie gegen das Reich, sondern um ihre wahrhafte Neutralität zu beweisen. Was jenseits des Bodensees vor sich geht, ist so neu, so himmelstürmend über alle bisher gewohnten Verhältnisse hinausgewachsen, daß man den gewohnten Maßstab nicht anlegen kann, ohne der Gefahr, kleinlich zu werden, in die Arme zu laufen. Was ist das Charakteristische am Krieg, was verleiht ihm seine faszinierende Macht? Alles erhebt er ins Ungemeine! Ein kriegsführender Staat gleicht einem grünen Ausflugsberg, der über Nacht zu einem grauenhaften, todspeienden Vulkan geworden ist, gleicht einer urplötzlich zum Blühen erwachten Wüste. In ihm wird der Tod Anfang und Regel, wie er früher Ende und Ausnahme war. In jeder Familie sitzt er zu Gast. Weil er so selbstverständlich geworden ist, hat er seine Schreden verloren.

Darum kann trotz seiner das Leben ungestört seinen Gang nehmen.

Deutschland hätte insoweit nichts von anderen Staaten voraus, in die die Kriegsfurie ihre Fänge geschlagen. Aber hinter dem feldgrauen Tod, der zur Rechten wie zur Linken am Tische des deutschen Michels sitzt, steht noch der allmächtige Wirt, der ihm nichts mehr vorsetzen will: die gesperrte Grenze, das Gespenst der Aushungerung. Offenbar ist ein solcher Feind weit mehr als der Schlachtengott in der Lage, einen Staatshaushalt umzukrempeln wie einen Handschuh: nicht nur die Krieger, auch die Zuhausegebliebenen spüren da den Krieg am eigenen Leib. Und die Folge: Unzufriedenheit, Arbeitslosigkeit, Brotmangel, Friedensbedürfnis. In der Tat — das alles läßt sich finden in Deutschland! Lesen wir's nicht zum so- und sovieltenmal in den Zeitungen? Haben sich nicht Berichterstatter mit eigenen Augen davon überzeugt? Da sind wir aber schon wieder an dem Drehpunkt: andere Augen sehen anders. Seinen Freunden zeigt Deutschland ein freundlicheres Gesicht. Sie sehen trotz des Kampfes wider die halbe Welt, mehr noch, wider den Hunger, nichts als Siegesgewißheit, reichliche Volksernährung, rauchende Fabrikessen, unerschütterliche Einigkeit. Ein Quod erat demonstrandum für jeden Fall zu finden ist nicht schwer, nur muß man eben abzuschätzen verstehen, inwieweit der gefundene Beweis für eine Einzelbehauptung entscheidender Faktor sein kann für die Hauptrechnung. Und diese Fähigkeit geht merkwürdigerweise so manchem gescheiten Kopf ab! Nichts ist schwerer umzustößen als ein vorgefaßtes Urteil.

Der Spiegel der Volksseele, sagt man, seien die Zeitungen. Also hatte man, um zu wissen, wie die Zeiger auf dem französischen oder englischen Zifferblatt stehen, nur nötig, an irgend einem Kiosk der S. B. B. Matin, Figaro oder Daily Mail zu kaufen. Sie werden zugeben, daß es selbst einem Neutralen einige Ueberwindung kosten müßte, vor einer solchen Volksseele den Hut zu ziehen. Schade (oder auch gottseidant) sagen Sie, der Krieg hat den schönen Spiegel zerschlagen. In den deutschen Zeitungen hingegen spiegelt sich tatsächlich das Dichten und Trachten des Volkes. Auf der Eisenbahn, in der Schenke, wie im Hotelvestibül, am Familientisch und bei Einsiedlerkrebren, an der Stalltüre und im Lift kann man über irgendein Ereignis vom politischen oder Kriegsschauplatz ziemlich dieselben Worte hören, in die das jeweilige Lokalblatt, bei nichtigen Dingen auch eine größere Preßgemeinde, seine Ansicht kleidete. Na also, da haben wir's ja, die deutschen Zeitungen belügen das Volk!, triumphiert der Skeptiker, während dem alten Fuchs, der den Rummel kennt, das öffentliche Meinung getaufte kautschukartige Gebilde längt keine Rätsel mehr aufgibt. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Urteilsfähige geben den Ton an, und die Urteilslosen lassen sich umso williger lenken, als sie es angenehm empfinden, wenn man ihnen die unangenehme Denkarbeit abnimmt. Direkt irreführende, weil geschmierte Artikel, sind für die deutsche Presse so undenkbar, wie für die schweizerische. Wenn die sensationelle Aufmachung, die einige Berliner Blätter schon vor dem Jahre 1914 aus England und Amerika übernommen hatten, scheinbar Schule gemacht hat, so ist diese Erscheinung offenbar nur vorübergehend und deshalb, weil einem besonderen Zweck entsprechend, im Interesse einer schnellen Orientierung eher zu begrüßen. Auch die Provinzblätter haben die großen Ueberschriften, Fanfaren, Lettern wie Geharnischte. Ganz gleich, ob es sich um Sieg oder Mißerfolg handelt. „Przempst gefallen!“ — das steht mit denselben Buchstaben da wie früher „Antwerpen gefallen!“ — „Der Untergang des U 29“ grinst es fast gleichförmig unter allen Zeitungsköpfen hervor, daß man sich unwillkürlich fragt, ob ein bißchen mehr Zurückhaltung hier nicht am Platze wäre. Es ist wie ein Prunken mit dem Verlust aus einem Gefühl überquellenden Reichtums heraus, oder aber wie ein feierliches Bekenntnis voll Ernst und Troß, das der Franzose mit einem wuchtigen Quand même! ausdrücken würde. (Schluß folgt.)

Auch eine Kriegsepisode.

Mancher Monat ist schon vergangen seit unsere wackern Soldaten an der Grenze stehen zu Schutz und Trutz fürs Vaterland. Zur Abwechslung wird es auch wieder einmal lebendig in unserer kleinen alten Garnisonsstadt, eine größere Truppenverschiebung hat in alle Schulhäuser Einquartierung gebracht.

Vor einem großen weißen Haus geht ein wettergebräunter Artillerie-Korporal zögernd auf und ab und wirft prüfende Blicke an der schönen Front empor. Dann, wie in plötzlichem Entschlusse wird der Aufgang zur Haustüre genommen — ach was! — der lange, strenge Dienst hat auch die Jünger der heiligen Barbara draufgehen gelehrt. Und oben steht er schon und hat die Flurglocke gezogen. Eine junge Frau mit einem Kindchen an der Hand öffnet und vernimmt erstaunt das Anliegen unseres Korporals.

„Nein, in diesem Haus ist kein Zimmer zu vermieten — vielleicht nebenan.“ — Sie weiß es nicht. Unschlüssig steht der Soldat — sichtlich verlegen und befremdet blicken die Augen der Frau. Da gibt er sich einen Ruck und hastig, fast flehend fragt er, ob sie nicht ein Klavier hätten und ob er einmal spielen dürfe? Da lächelt die Frau und meint freundlich, wenn ihm damit geholfen sei, solle er nur eintreten. Er schlägt die Hacken zusammen, nennt seinen Na-

men, den sie nur halb versteht. Flink sind Käppi und Seitengewehr abgelegt, das Instrument geöffnet — jetzt hat die heilige Cäcilia das Wort! Und wie er in die Tasten greift — wie herrlich die Töne perlen und quellen! Die junge Frau schmiegt sich wie gebannt in eine Diwancke, das Kindchen im Arm — fast möchte sie an ein liebes Wunder glauben — eine Rhapsodie von Liszt — dieselbe, die ihr Gatte so oft gespielt, bevor er, selber ein flotter Offizier, zur Grenzwacht ausgezogen. Sie lauscht und schweigt andächtig still als die Töne verklingen. Auch der junge Mensch am Instrument wendet sich nicht und wieder hebt er an; ein Beethoven-Konzert, in einer Vollendung, wie es wenigen vergönnt ist. Dann steht er auf, sich zu entschuldigen, des Eindringens, der langen Störung wegen und sieht die ehrliche Freude in dem Gesicht der jungen Frau. Da setzt er sich nochmals, um ihr zum Dank noch etwas vorzutragen, etwas Besonderes, etwas Eigenes. Dann aber, mit fröhlichem Dank und militärisch strammem Gruß ist er draußen, der sonderbare Gast, eh' die Frau nochmals nach seinem unverstandenen Namen hätte fragen können. Wer war er wohl? Einer von vielen, die im Dienste des Vaterlandes ohne Murren entbehren, was ihnen lieb und teuer ist.

A. A.